

ELISABETH HERRMANN

Versunkene Gräber



GOLDMANN

Buch

Einige Jahre sind vergangen, seit Anwalt Joachim Vernau den Drahtziehern eines Mordkomplotts das Handwerk gelegt hat. Auch die gemeinsame Kanzlei mit seiner Expartnerin Marie-Luise ist längst Geschichte. Bis ihn ein Hilferuf aus Polen erreicht: Jacek, der gemeinsame Freund aus längst vergangenen Tagen und durchzechten Nächten, sitzt mit einer Mordanklage im Gefängnis und beteuert seine Unschuld. Vernau ist entschlossen, Jacek zu helfen, und reist nach Polen. Versunkene Gräber auf einem alten Friedhof sind die erste Spur. Verlorene Briefe und vergessenes Leid ziehen Vernau immer weiter hinein in den Strudel der Ereignisse des Jahres 1945. Flucht und Vertreibung, Ende und Neuanfang – damals kreuzten sich die Schicksale von Tätern und Opfern, und Entsetzliches geschah. Doch erst Generationen später steigt das Grauen noch einmal aus dem Grab, und wer sich ihm entgegenstellt, muss sterben.

Weitere Informationen zu Elisabeth Herrmann
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Elisabeth
Herrmann

Versunkene
Gräber

Roman

GOLDMANN

Originalausgabe

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2014

Copyright © der Originalausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Paul Knight/Trevillion Images; FinePic®, München

Redaktion: Angela Troni

CN · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47995-5

www.goldmann-verlag.de

Für Shirin

Mondnacht

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküsst,
Dass sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müsst'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

JOSEPH FREIHERR VON EICHENDORFF

Johannishagen im März 1945

*Rosa, lieb Röschen mein,
ich lebe. Ich lebe! Du sollst es wissen, gleich im ersten Wort, ich
lebe. Und der Tag wird kommen, an dem wir wieder vereint sind.
Du, lieb Röschen lieb, die Kinder und ich. Ich bete beim Herrgott,
dass er bald kommen wird, Tag und Nacht, zu jeder Stunde, doch
unsere Herzen müssen geduldig sein. Dann kann ich die Tränen
von deinen süßen Lippen küssen und dich im Arm wiegen. Nie
mehr soll das Schicksal uns so grausam trennen. Nie mehr will ich
euch verlassen, euch, mein Leben, mein Lieb, meine Ehr.*

*Hatte ich doch schon die Hoffnung verloren, jemals wieder
Heimaterde unter den Stiefeln zu spüren. Wochen war ich un-
terwegs, aneinandergereiht zu Ewigkeiten. Bin verwundet, mein
Lieb, dennoch kann ich nicht ins Lazarett. Es gibt keins mehr, das
mich nähme ... Ich kann dir nicht schreiben, was geschehen ist,
denn mein Geist sträubt sich, es zu fassen, meine Feder, es zu be-
schreiben.*

*Rosa, lieb Rosa, ich war schon tot. Ertränkt im eigenen Blut
und dem der Kameraden. Sie kamen wie eine rote Flut, bei Nacht,
als die Kälte am schlimmsten war, erbittertste Gegenwehr, tapfers
Aufbäumen – vergebens. Mein Tolbrukstand war eine Fal-
le. Die russischen Panzer preschten voran. Kaum, dass ich mich
erheben konnte, waren sie über mich hinweg. Zwei Tage lag ich
mehr tot als lebend im Stand. Erst als ich die rauchenden Trüm-
mer verließ, die einmal unsere stolze Stellung gewesen waren, of-
fenbarte sich mir das ganze Ausmaß des Gemetzels. Rauchende*

Krater, grotesk verbogenes Eisen, die Kameraden weiter flussab – alle tot. Fraß der Krähen, wenn nicht Eis und Schnee sich gnädiger zeigten als das Schicksal. Selbst ich nur ein bleicher, wankender Schatten. Mit zeretzter Uniform schlich ich ins nächste Dorf. Geisterleer empfing es mich, zerstört, verbrannt. Was mit den Bewohnern geschehen war, erspare ich dir. Die Lichtung am Waldrand war ihre Richtstatt. Einem zog ich die Kleider aus. Ich schäme mich zu sagen, dass ich meine Uniform vergrub. Ich schäme mich der Feigheit, kein deutscher Soldat sein zu wollen, der neben seinen Kameraden nun im Winde schaukelt, von den Russen aufgeknüpft. Oder erschossen. Von Panzern zermalmt, von Splittern durchsiebt. Dann wäre ich doch ein Held, nicht wahr?

Weißt du noch, wie du weintest und stammeltest: Ich will keinen Helden! Da riefen sie die Kinder und die Alten zum Sturm – ein Husten ist daraus geworden, mein Lieb, ein Husten, das im Donner der Geschütze nicht mehr zu hören war. Ich schäme mich, nicht tot sein zu wollen, es ist ein großes Verbrechen in diesen Tagen, am Leben zu hängen – aber ich will dich wiedersehen. Dich und die Kinder. So streifte ich die Kleider eines Toten über und lief los, wie all die anderen Verbrecher, die auch nicht tot sein wollten. Die nächste Kreuzung Richtung Ostbahn war belebter. Ein Greis schob den Karren durch den Schlamm, sein Weib und seine Kinder zogen ihn. Ochs und Kuh erschossen, die Schweine trieben tot im Fluss ... nicht nur die Schweine, mein Lieb. Immer mehr Leute kamen dazu. Verlöschende, dem Wahnsinn nahe Gestalten waren darunter, Alte, Kranke, Kinder, Frauen ...

Ich packte mit an, er stellte keine Fragen. So kam ich, die Netze entlang, unserer schönen Heimat näher. Doch was ist von ihr geblieben?

Später, mein Lieb, später. Nicht allen Wahn auf einmal. Ich bleibe bei dem, was wahr und richtig ist: Vor drei Tagen bin ich angekommen in unserem Haus.

Ach, unser Haus, lieb Rosa! Wenn du es sehen könntest, das

Herz würde dir brechen. Keine Scheibe mehr in den Fenstern, die Räume leer, verwüstet, geplündert. Die Tür zum Weinberg aufgebrochen und zersplittert, die Fässer leer, von den Flaschen nur noch Scherben. Ich weiß, der Schreck fährt dir in alle Glieder, wenn du dies liest. Doch warte ab, mein Lieb, warte ab.

Die Straßen und Gräben sind gesäumt von fliegenden Händlern, flinken jungen Burschen, die im Tumult des Durcheinanders feilbieten, was nach dem großen Sturm noch heil geblieben ist. Federbetten, Töpfe, Gläser mit blassen Sommerpfirsichen – eins zerbrach beim wütenden Feilschen. Ich hab einen gestohlen, gestohlen, Rosa!, rennen musste ich, mit letzten Kräften erreichte ich ein dunkles Kellerloch, das ich mit Ratten teilte. Den Pfirsich verschlang ich noch im Laufen. Bis jetzt glaube ich, seine Süße auf meinen Lippen zu schmecken. Süß wie ein Kuss von dir, süß wie Friedels Lächeln, wenn er an seinem Daumen lutscht im Schlaf, süß wie Ellis »Gute Nacht, Herzenspapa!« ... Erinnerungen. Vorbei. Nachts verstecke ich mich vor der Miliz. Nur kurzer, wilder Schlaf mit düsteren Träumen. Dann glimmt das Feuer im Kamin. Dunkler roter Wein funkelt im Glas wie flüssiger Rubin. Du sitzt im Stuhl neben dem Feuer. Dein liebes Gesicht über die Nadeln gesenkt, nie ruhten deine Hände. Immer warst du fleißig, hast Haus und Hof geführt mit strengem und doch liebevollem Blick. Ich sehe zum Fenster hinaus auf unser Land, so weit das Auge schauen kann ...

Der Himmel ist schwarz, der Atem rasselt in den Lungen. Das Land, es brennt. Schwarzer Rauch beißt in den Augen. Schüsse und Schreie, und wieder haben sie ein paar arme Seelen gefunden und aus den Kellern getrieben, gleich an die Wand gestellt oder zur Miliz gebracht für die Transporte ...

Was weißt du, mein Lieb, von der Front? Sie ist weitergezogen, und was danach kam, ist grausiger und kälter als alle Vorstellung. Russen und Polen – sie konnten die Toten nicht alle bestatten, lieb Rosa. Bei manch guten Menschen bekam ich Unterschlupf, und

wenn es nur ein Bett im Stroh und eine Decke waren, um nicht zu erfrieren. So kam ich nach Johannishagen, als der schlimmste Frost vorüber war. Ich will es nicht schreiben, doch du musst wissen, dass du zur rechten Zeit gegangen bist. Wilhelm fand ich im Brunnen, aufgedunsen und fliegenumschwirrt. Ich erkannte ihn an seinen Schuhen, die hat man ihm gelassen, warum, weiß der Himmel oder der Teufel. Seine Hedwig, die Wasserpölnische, Jaga hat er sie doch immer neckend genannt, wenn er ihr in die roten Wangen gekniffen hat? Jaga hat sich erhängt im Torhaus. Ich hatte noch nicht die Kraft, sie abzuschneiden. Die Kinder ... beten wir, dass die Kinder einen guten Herrn, ein tapferes Herz, einen kräftigen Karren gefunden haben. Ich habe nicht nach ihnen gesucht. Sie hatten einen Säugling, nicht wahr? Er wird eine Brust gefunden haben, mein Lieb. Es ist nichts verloren. Wir sind ein starkes Volk, das den Sieg verdient. Zumindest nicht eine solche entsetzliche Niederlage. Du fragst, mein Lieb, was aus deinem Soldaten geworden ist? Deinem späten Helden, den sie, im zweiundfünfzigsten Jahr, noch gezogen haben? Er ist dem Ruf des Vaterlandes gefolgt bis hin zur Schleife, wo sie die alten Bunker wieder ausgehoben haben. Dort sollten wir den Russen aufhalten. Gott möge mir verzeihen: Es war, wie auf die Feuersbrunst zu spucken ... Sie werden mich hängen, wenn dieser Brief in falsche Hände kommt.

So schwöre ich, vor dir, den Kindern, vor Gott dem Herrn: Sobald ich weiß, wem ich mich anschließen kann, ich würd es tun! Da ist nichts mehr als Auflösung und wilde Flucht. Dem Volksschutz vielleicht? Es gibt ihn nicht! Und niemand, der ihn anführt! Alle sind fort. Geflohen, verschleppt, erschossen, erhängt. Tumulte in den Straßen, polnische Miliz und Rote Armee überall! Die Sowjetflagge und der weiße Adler, gehisst am Rathaus von Grünberg, die Männer, Alte und Kinder in Lager gebracht, keiner weiß, wohin, verloren ist es ... Herr, vergib mir, ich bin die Kugel nicht wert, doch ich muss es sagen ... verloren ist alles ... Ich würd mich jedem Haufen anschließen, der in der Flagge noch Ehre

und Vaterland führt, vielleicht über die Oder gen Berlin, wo sich der Führer dem Feind so tapfer entgegenstellt.

Meine Hände zittern, lieb Rosa. Sie zittern wie Espenlaub. Siehst du die Tuscheflecken? Die verstrichenen Worte? Zwei Tage habe ich für diesen Brief gebraucht. Und selbst das ist eine Lüge. Nur in den Nächten wage ich mich aus meinem Versteck. In den Nächten schleiche ich mich hinüber ins Haus, durch die leeren, verwüsteten Räume. Keiner darf mich sehen, keiner hören, denn fremde Leute sind nun in Johannishagen und kommen immer wieder in die Siedlung, um zu holen, was zu holen ist, aber kurz vor Morgengrauen ist es still, und das ist meine Stunde. Die Kerzen aus dem Vorrat unter den Dielen, den du noch angelegt hast in deiner weisen Vorsicht. Wie hab ich dich geschimpft! Fast geschlagen hätte ich dich! Nun möchte ich dir die Hände küssen, jene Hände, die so viele Kerzen bündelten, die Schmalztöpfe vergruben, den Schinken ins Tuch wickelten. Ich mein es doch nicht so, hast du geflüstert. Es ist doch nur ... wir wissen doch nicht – und ich fühlte mich verraten von dir. Das war die letzte Weihnacht, Weihnacht 1944. Da kam schon böse Kunde aus Lublin, und ein Flüstern machte die Runde ... Ich wollte es nicht glauben, durfte es nicht glauben, hab dir verboten, darüber zu reden, dich fast geschlagen, mein Lieb, mein Lieb ...

Friedels kleines Holzpferd hab ich gefunden, halb verbrannt, auch der Russe will sich wärmen. Magda sagt, die Russen sind nicht so schlimm, sie halten die Polen im Zaum.

Magda?, höre ich dich staunend fragen. Magda ist da? In all den tantalischen Qualen hält ausgerechnet die jüngste und kleinste der Dienstboten die Stellung? Mein Lieb, es ist so. Sie ist geblieben, als die anderen gingen. Vielleicht, um einmal durch das Haus zu wandern, hoherhobenen Hauptes, in Seide und Pelz gekleidet – ich gönne es ihr aus übergelbem Herz. Wohl glaubte sie, es würde nicht so schlimm ... und wahrhaftig scheint der Sturm an ihr als Einziger kein Haar zerzaust zu haben.

Sie ist anders geworden. Das liebe Mädchen, das immer scheu und fleißig seine Arbeit tat, es sagt, die Zeit der Herrenmenschen sei vorüber. Wohlan, so pflichtete ich ihr bei, das wird auch wahrlich Zeit, denn mein Lebtage war ich ein Weinbauer und hab den Rücken gekrümmt, dass alle, Herr und Knecht, die fleißig arbeiten, auch fleißig essen können. Und fleißig trinken, wollte ich scherzen. Da wurde sie rot und bat mich um Verzeihung für die harschen Worte. Doch wär ich Deutscher und hätte Land besessen, wär ich ein Herr gewesen, und die Herren hingen jetzt an den Bäumen ... Sie weinte, das arme Ding. Da begriff ich, dass ich sie nie wiedersehen würde, schlimmer noch, dass ich meines Versteckes nicht sicher sein könnte. Ich gab ihr deine Nadel, die mit dem funkelnden Rubin. Ich sagte ihr, es gebe noch viel mehr davon, wenn sie auch weiterhin treu sein möge, und sie versprach es. Sie gab mir ihr Wort. Ich werde diesen Brief versiegeln, und das Siegel wird sie nicht erbrechen. Also kann sie nicht erfahren, dass das alles nicht von Dauer sein wird. Möge sie sich erfreuen an ihrem neuen Stand, er wird nicht lange währen. Man hört, die Ersten, die flohen, kehren schon wieder zurück. So wird es auch mit den anderen sein, und eines Tages, mein Lieb, auch mit dir und den Kindern.

Drum sei vorbereitet. Denn vom Haus wollte ich dir schreiben. Und davon, wie es kam, dass ich, als einer der Letzten gezogen, auch einer der Letzten bin, die geschlagen und am Ende ihrer Kräfte ausharren und auf ein anderes Ende hoffen als dieses. Vielleicht bin ich der Einzige, der noch hofft. Dies kann nicht das Ende sein. Es darf nicht alles verloren gehen. Die Heimat, die Familie, der Weinberg, das Haus ... Mir ist, als hätte ich es erst gestern verlassen, dann wieder erscheint es mir, als wären Jahrtausende über die Erde gezogen und ich wäre viel tausendfach gestorben.

Vom Haus erzählen – das gelingt mir nicht. Vor der Türschwelle bleibe ich stehen. Ich wage es nicht einzutreten, lieb Rosa lieb.

Ein Scheiterhaufen im Hof, darauf verglimmt der Rest unserer Habe. Magda zerrte mich weg, Magda, die Gute, die Einzige, die noch bei mir ist ... An diesem Tag noch fiel sie auf die Knie vor mir, stammelte freudige Worte, bis sie mir sagte: Flieht, flieht, solange noch Zeit ist. Sie wusste nicht, dass ich ein Fahnenflüchtiger war und der nächste Baum der meine gewesen wäre, hätte man mich aufgegriffen. Sie warnte mich auch, mich den Russen zu stellen. Den Polen schon gar nicht. Egal, was ich beschlösse, der Tod wartete auf mich, und wenn nicht der Tod, dann die Arbeitslager in Sibirien, und denen wäre der Tod vorzuziehen.

Ich muss verzeihen lernen, die Zeiten verlangen danach. Verzeihen, dass sie dein Sommerkleid trägt, das mit den gelben Margeriten, in dem ich dich noch über die Sommerwiesen laufen sehe, lachend, scherzend, im Spiel mit den Kindern, ein Bild aus anderen, versunkenen Tagen. Es steht ihr gut, unserer Magda. Sie hat Zygfryd aus Odereck schon immer sehr gemocht und will ihm damit gefallen. Sie sagt, vielleicht kann Zygfryd ein gutes Wort einlegen, dass er den Weinberg weiter führt. Sie will auch das Haus. Es reicht, mein Lieb, auf eins zu deuten, und die Leute müssen ihre Sachen packen ... Ich wollte es nicht glauben, und doch, es ist die Wahrheit.

Wir haben alles verloren, mein Lieb. Alles. Nur uns nicht, wir sind uns treu. Und so will ich dir sagen, lieb Rosa: Als Soldaten vorbeifuhren und Magda mich schnell fortschickte, mich zu verstecken – ein Rest von Zuneigung ist ihr geblieben, sie verrät mich nicht (wohl weiß sie, dass du noch einige hübsche Spangen und Armbänder hattest, und wohl habe ich die Hast bemerkt, mit der sie die Rubinnadel an sich nahm). Als sie abgelenkt war und ich mich umsehen konnte, fand ich Johannes' Hochzeitskiste unversehrt. Unser Weinkeller ist ein Scherbenhaufen, diese eine Kiste dagegen ist geblieben. Eine romantische Erinnerung, doch unser Herz hing daran, sie gemahnt mich an andere, an glückliche Zeiten. Und sie werden wiederkommen! Dafür bewahre ich sie,

*für uns und unsere Kinder, wie Johannes sie einst für den Vater
meines Vaters bewahrte. Aber nur du und ich wissen, über welche
Türschwelle man treten muss.*

*Ich wache, ein einsamer Soldat über einer einsamen, kostbaren
Fracht. Unserer letzten Habe. Wir werden uns wiedersehen, lieb
Rosa. Ich werde dich finden bei deinen lieben Leuten, die euch
aufgenommen haben. Grüß und küß mir die Kinder. Sag ihnen in
ihre süßen Träume, dass der Vater wacht. Er wacht, lieb Rosa lieb.
Er wacht über unser Geheimnis, wie die Väter und Vorväter wa-
chen, denen ich mich so tief verbunden fühle wie noch nie. Einst
werden die Nächte der Tränen vorüber sein. Dann werden unsere
Tage kommen.*

Innigst Geliebtes

Dein Walther

Poulardenbrust an Safranreis, dazu ein exzellent gekühlter Pouilly-Fumé. Das Leben konnte so schön sein, wenn Marquardt bezahlte. Nichts wies darauf hin, nichts warnte, keine innere Stimme flüsterte: Pass auf, die zarte junge Frau, die gerade das hochfrequentierte Nobelrestaurant in der Schlüterstraße betritt, könnte dir mit einem einzigen Satz weitaus mehr verderben als dein exquisites Mittagsmenü, das du gerade im Begriff bist, zu dir zu nehmen.

Sie ging Richtung Tresen, vorbei an vollbesetzten Tischen mit Designern, Anwälten, Filmproduzenten, Agenten, ein bisschen Schauvolk und dem ausgefransten Wanderzirkus all jener, deren erste Sätze mehr oder weniger mit »Ich mach was mit Film/Büchern/Kunst« begannen. Dort wandte sie sich an den Barista und fragte etwas. Bis eben eine unter vielen – eine hübsche junge Frau auf der Suche nach einem freien Tisch oder einer Verabredung. Man nahm sie kurz wahr und vergaß sie wieder. Doch das änderte sich, als der Angesprochene auf mich deutete und sie behutsam durch die enge Gasse, vorbei an Weinkühlern und ausladenden, in den Weg gestellten Einkaufstüten und Pilotenkoffern, zu uns geleitete. Sebastian Marquardt, der gerade zur Weinflasche greifen wollte, sah erstaunt hoch. Sein gebräuntes Gesicht mit den zurückgegelten, kurzen Haaren leuchtete auf. Junge, hilflose Frauen weckten den Retter in ihm. Manchmal auch mehr.

»Die Dame wollte zu Ihnen.« Der Barista nickte mir kurz zu.

Ich legte die Serviette zur Seite, wechselte mit meinem Gegen-

über einen schnellen, ratlosen Blick und erhob mich. »Joachim Vernau.«

Ich reichte ihr die Hand, sie erwiderte den Druck kurz und zog ihre dann schnell zurück.

»Mein Name ist Zuzanna Makowska. Wenn ich Sie nicht störe, würde ich Sie gerne kurz sprechen.«

Ihr Deutsch war exzellent, aber die Art, wie sie ihren Namen aussprach, klang osteuropäisch. Braune, wache Augen, herzförmiger Mund, zartes, feingezeichnetes, blasses Gesicht. Sie war einen Kopf kleiner als ich und trug einen langweiligen Hosenanzug mit korrekt geschlossener weißer Baumwollbluse, die glatten hellbraunen Haare in einem kinnlangen Pagenschnitt. Sie wirkte wie eine Jurastudentin vor der mündlichen Prüfung. Ich schätzte sie auf höchstens Mitte zwanzig.

»Mein Büro ist nur ein paar Minuten von hier«, sagte ich und holte eine Visitenkarte aus meiner Anzugtasche. »Am Kurfürstendamm. Wenn Sie dort anrufen und sich einen Termin geben lassen ...«

»Ich brauche keinen Termin, nur eine kurze Auskunft. Darf ich?«

Sie wandte sich an zwei straffe Damen mittleren Reichtums am Nebentisch. Unwillig räumten sie ihre Handtaschen von einem leeren Stuhl. Zuzanna zog ihn heran und setzte sich. Mitten in die schmale Gasse, durch die im Minutentakt die Kellner mit den Mittagsmenüs eilten. Sie schlug selbstbewusst die Beine übereinander. Sobald sie ihren Platz gefunden hatte, schien es vorbei zu sein mit Schüchternheit.

Marquardt hob amüsiert die Augenbrauen und schob ihr ein Glas hinüber, das er mit Wasser füllte.

»Danke.«

Ich setzte mich wieder. »Nicht, dass Sie mich für unhöflich halten, aber wir haben gerade eine Besprechung.« Die Poularde wurde kalt.

»Ich störe nicht lange. Aber ich bin nur heute in Berlin und habe bereits viel Zeit verloren. Ich suche Marie-Luise Hoffmann. Man hat mir gesagt, Sie beide ...«

»Dann hat man Sie falsch informiert.« Ich steckte meine Karte wieder ein. »Frau Hoffmann und ich gehen beruflich seit einiger Zeit getrennte Wege.«

»Aber Sie wissen, wo ich sie finden kann?«

»Frau Hoffmann hat eine Kanzlei in Prenzlauer Berg in der Dunckerstraße.«

»Hinterhaus, zweiter Stock. Ich weiß. Dort arbeitet jetzt ein Heilpraktiker mit Zusatzausbildung in Reiki und chinesischer Akupunktur.« Sie nippte einen Schluck Wasser.

Marquardt sah mich ratlos an. »Was ist mit Mary-Lou? Macht sie jetzt in fernöstliche Meditation?«

Ich wandte mich wieder an Zuzanna. »Haben Sie ihre Handynummer?«

»Ja. Auch die gibt es nicht mehr.«

Daraufhin nahm ich mein Smartphone und rief Marie-Luise an. Ich hatte sie seit über zwei Jahren nicht mehr kontaktiert. Zuzanna und Marquardt beobachteten mich interessiert. *Die von Ihnen gewählte Rufnummer ist nicht vergeben.* Ich ließ das Handy sinken.

»Und der chinesische Reiki-Meister weiß auch nicht, wo sie geblieben ist?«, fragte ich. Wahrscheinlich hatte sie den Anbieter gewechselt, mein ehemaliges Büro untervermietet, und Zuzanna hatte es einfach nicht gecheckt.

»Die Wohnung stand vor seinem Einzug vier Monate leer. Man sagte mir, Sie und Frau Hoffmann wären Freunde. Enge Freunde.«

Ich mochte ihre Stimme. Hell und klar, aber nicht grell, im Gegenteil. Sanft, präzise prononciert, mit diesem Hauch von Akzent. Doch ich mochte die Fragen nicht, die sie stellte. Vor allem, wenn ein leiser Vorwurf darin mitschwang.

»Sagt wer?«

»Ein gemeinsamer ... Freund. Wobei ich nicht weiß, wie dehnbar Sie diesen Begriff auslegen.«

»Etwas klarer, bitte.«

Zuzanna musterte mich lange. Marquardt hob das Glas und roch an dem leichten Tischwein, als hätte er einen 1987er Meursault unter der Nase.

»Vielleicht«, begann er, schnupperte wieder, schwenkte das Glas und kostete schließlich gedankenverloren, »kann Ihnen ein anderer Anwalt helfen? Soweit ich mich erinnere, hat sich Frau Hoffmann auf Familien- und Mietrecht spezialisiert. Leider nicht unsere Fachgebiete. Aber ich will mich gerne umhören, wer Ihren Fall übernehmen könnte. So einer hübschen jungen Dame muss man doch helfen.«

Danach blickte er kurz auf seine Rolex. Ein deutliches Zeichen, sich jetzt entweder als angehende Geschäftsbeziehung zu erweisen oder das Weite zu suchen.

»Danke«, sagte die hübsche junge Dame eisig. »Das ist nicht nötig.«

»Möchten Sie vielleicht etwas essen? Sie sehen aus, als könnten Sie was Warmes vertragen. Das ist aber auch ein Wetter!« Marquardt schob ihr die Speisekarte hinüber.

Mit einer schnellen Handbewegung lehnte sie ab. »Bemühen Sie sich nicht. Mein Zug fährt in einer Stunde. Wenn Sie nicht wissen, wo sich Frau Hoffmann aufhält, dann verabschiede ich mich hiermit.«

»Es hat aber ziemlich dringend geklungen«, wandte ich ein.

Sie stand auf. Ich wollte sie nicht so gehen lassen, nicht so sauer und auch nicht so hungrig.

»Essen Sie wenigstens eine Kleinigkeit mit uns. Und dann erzählen Sie einfach, was Sie hierherführt. Vielleicht finden wir gemeinsam eine Lösung.«

»Nein«, sagte sie schnell. »Entschuldigen Sie die Störung. Es war ein Fehler, überhaupt nach Berlin zu kommen.«

Ich übernahm es, ihren Stuhl wieder an den Tisch der beiden Damen zu rücken. Dann wandte ich mich mit einem hoffentlich charmanten Abschiedslächeln an Zuzanna. Wer weiß, aus welchem Provinznest sie sich auf den Weg gemacht hatte, nur um in der Dunckerstraße einem Reiki-Meister und in Charlottenburg zwei Anwälten beim Lunch zu begegnen. Dafür keine Marie-Luise. In den letzten Monaten hatte ich öfter an sie gedacht und mich gefragt, ob ich mich mal wieder melden sollte. Zuzannas erfolglose Suche beunruhigte mich.

»Ich werde versuchen, Frau Hoffmann ausfindig zu machen. Wo kann ich Sie erreichen?«

»In meiner Kanzlei in Poznań.« Sie sah in mein irritiertes Gesicht. »In Posen«, setzte sie mit einem unterdrückten Seufzer der Ungeduld hinzu.

»Sie sind Anwältin?« Marquardt verschluckte sich.

Sie schenkte ihm ein schnelles, ironisches Lächeln und reichte mir eine Karte. Zuzanna Makowska, *Adwokat, Karnista*. Darunter eine Telefonnummer mit 0048er Vorwahl und eine unaussprechliche Adresse in Poznań.

»*Karnista?*«, fragte ich.

»Strafrecht.«

»Strafrecht? Hören Sie, ich will wissen, um was es geht. Wenn Marie-Luise in Schwierigkeiten ist, betrifft mich das auch.«

»Weil Sie so eng befreundet sind?« Sie hob ihre Aktentasche hoch, die sie auf dem Boden abgestellt hatte. »Ich werde Frau Hoffmann von Ihnen grüßen, sollte ich sie finden.«

»Warum suchen Sie nach ihr?«

Die polnische Anwältin zuckte mit den Schultern und schlängelte sich geschickt durch die engen Tischreihen Richtung Ausgang. Wenn der eine oder andere Blick an ihr hängenblieb, dann bemerkte sie es nicht. Ich folgte ihr. Draußen auf der Schlüterstraße holte ich sie ein. Kurz war ich versucht, sie an der Schulter zu packen und zu mir umzudrehen. Die Sorge um Marie-Luise und das

schlechte Gewissen, das ich zwei Jahre lang mit »Sie könnte sich ja ruhig auch mal melden« betäubt hatte, machten mich wütend.

»Jetzt warten Sie doch! Zuzanna!«

Abrupt blieb sie stehen.

»Das geht so nicht. Sie können hier nicht einfach auftauchen und mich ohne ein Wort im Unklaren lassen.«

Sie strich sich die Haare auf der linken Seite hinters Ohr. Mir fiel auf, wie schmal ihr Gesicht war. Zart geschnitten, mager beinahe, mit leicht nach innen gewölbten Wangen.

»Mein Mandant hat sich getäuscht. Sie sind nicht befreundet.«

»Wer zum Teufel ist Ihr Mandant?«

»Dazu möchte ich Ihnen nichts sagen.«

Sie hatte keinen Mantel dabei. Es war kalt. Wir hatten wieder einmal einen als Sommer getarnten Herbst in Berlin. Schwere graue Wolken bedeckten den Himmel, der frische Wind wehte uns einen unangenehmen, hauchfeinen Nieselregen frontal ins Gesicht.

»Sie tauchen hier auf, völlig aus dem Nichts, suchen eine alte Freundin von mir, wollen mir weismachen, ihre Kanzlei hätte sich in Luft aufgelöst, geben sich als Anwältin aus ...«

»Ich *bin* Anwältin.«

»Und wollen mir nichts zum Sachverhalt sagen? Ich weiß noch nicht einmal, ob Sie zum Vor- oder Nachteil von Frau Hoffmann nach ihr suchen.«

»Das geht Sie ...«

»Hat sie Mietschulden? Ist sie mit dem Gesetz in Konflikt geraten?«

»Nein!«

»Um was zum Teufel geht es dann?«

Sie trat einen Schritt auf mich zu. Damit stand sie so nah vor mir, dass ich erkennen konnte, wie sehr ich mich in ihrem Alter und ihrer Unerfahrenheit getäuscht hatte. Irgendetwas machte sie wütend. Wir konnten es nicht sein. *Wir* hatten ihr Hilfe und eine warme Mahlzeit angeboten.

»Also?«

»Es geht um Mord«, zischte sie. »Sagen Sie das Ihrer Freundin, wenn Sie sie wiedersehen. Je eher sie auftaucht, umso besser.«

»Um was?« Da glaubte ich noch, ich hätte mich verhört.

»Mord. Soll ich es buchstabieren? *Do widzenia, bałwan.*«

Sie drehte sich um und lief davon.

Marquardt hatte zwischenzeitlich bezahlt und kämpfte gerade auf den Stufen des Restaurants mit seinem Faltschirm. Gemeinsam machten wir uns auf den Weg ins Büro. Das Wetter unterband jede Konversation.

Die Kanzlei lag nur eine Querstraße entfernt – eine zweihundert Quadratmeter große Altbauwohnung mit Parkett, Stuck und jugendstilverglasten Schiebetüren. Der Marmor im Treppenhaus schimmerte, der rote Teppich auf den Treppenstufen wurde täglich gesaugt, der Fahrstuhl aus den zwanziger Jahren ruckelte gemächlich nach oben. Marquardt versuchte, mit seinem zusammengefalteten, nassen Schirm nicht allzu viel Unheil anzurichten.

»Wusstest du das?«

»Was?«, knurrte ich.

»Dass Mary-Lou untergetaucht ist?«

»Sie ist nicht untergetaucht. Wahrscheinlich sitzt sie in einem alten Reifenlager in Oberschöneide.«

»Was soll sie denn in Oberschöneide?«

»Dort sind die Mieten noch bezahlbar.«

Ich hatte mich kündigt gemacht. Das musste ich Marquardt nicht unbedingt auf die Nase binden. Ich war sein Untermieter. Wer will schon für den Rest seines Lebens Untermieter bleiben?

»Jetzt habe ich ein wirklich schlechtes Gewissen.«

Ich unterdrückte ein Stöhnen. Marquardts eingebildete Anwandlungen von Mitgefühl verschwanden meist ebenso schnell, wie sie auftauchten. Aber sie nervten.

»Vielleicht hätte ich mich mal bei ihr melden sollen?«, sinnierte er weiter.

Das hätte ihr gefallen. Marquardt, der Ku'damm-Advokat. Ich erinnerte mich noch gut an die letzten gemeinsamen Wochen, die wir zu dritt verbracht hatten. Zum ersten Mal seit unserer Studienzeit wieder vereint. Das Haus in der Dunckerstraße war uns wegen einer Gasexplosion fast um die Ohren geflogen. Bis wir zurückkonnten, hatte Marquardt uns ein leeres Büro in seiner Kanzlei zur Verfügung gestellt – eine Geste, die er spätestens in dem Moment bereute, als Marie-Luise die Gattin eines reichen Mandanten als ehemalige Klientin wiedererkannte, die sie gegen deren Zuhälter vertreten hatte. Marquardts immer noch vorhandene Sympathie für meine Kanzleipartnerin war daraufhin merklich abgekühlt. Der längst vergessene Spitzname »Rot-armistin« war seitdem wieder öfter in seinem Sprachgebrauch.

Der Fahrstuhl hielt. Die Tür öffnete sich automatisch – Tiffany hatte das Heranrollen ihres Ernährers gehört und strahlte uns an.

»War's schön?«, piepste sie. Jedes Mal, wenn wir zusammen essen gingen, fragte sie das hinterher, ohne mit einer Antwort zu rechnen. »Zwei Anrufe von Dreywitz wegen der Bewährung für seinen Sohn.«

»Kannste gleich durchstellen.« Marquardt warf einen kurzen Blick in den Posteingangskorb.

Mercedes Tiffany verschwendete ihr Lächeln nun auch an mich. »Für Sie ist nichts gekommen.«

»Danke.« Ich hängte meinen Mantel an der Garderobe auf und wollte in mein Büro.

Tiffany versenkte sich mit gerunzelter Stirn und krausem Näschen in ihre kryptischen Aufzeichnungen. »Das heißt ... jemand wollte Sie sprechen. Eine Frau. Irgendwas mit M.«

»Marie-Luise?«, fragten Marquardt und ich wie aus einem Mund.

Betrübt blickte Tiffany hoch. »Ich kann es nicht mehr lesen.«

Marquardt drehte sich zu mir um und schenkte mir einen Blick, in dem alle Sorge, alle Pein, aller unendlicher Schmerz von

Vätern bildhübscher, aber irgendwie verpeilter Töchter lag. In vier Monaten würde Tiffany heiraten und unsere Kanzlei verlassen. Auf dem Schweizer Internat, das Marquardt dem einzigen bis dato bekannten Spross seiner Lenden hatte angedeihen lassen, war es zu jener folgenreichen Begegnung gekommen, auf die die gesamte teure Ausbildung sowie ein unnützes, weil vor dem ersten Staatsexamen abgebrochenes Jurastudium ausgerichtet gewesen waren: Kontaktabbauung zu schwer- und einflussreichen Familien. Die Freude der harrenden Eltern war groß, als sich tatsächlich ein aussichtsreicher Anwärter aus dem nebulösen Beziehungsgeflecht ihrer Tochter herauskristallisierte. Der junge Mann war ein italienischer *barone*. Marquardt hatte daraufhin die konspirative Nähe zu einem Heraldiker gesucht – Tiffany sollte zur Hochzeit schließlich auch von ihm einen Siegelring erhalten.

Manchmal regte sich in mir leiser Neid. Nicht auf die Rentenzusatzversorgung durch den italienischen Adel, den es seit 1946 sowieso nur noch auf dem Papier gab. Eher darauf, dass es Menschen gab, die ein Leben planten und deren Pläne auch noch aufgingen. Vor einem Vierteljahrhundert hatten ein Mann und eine Frau an der Wiege ihres neugeborenen Mädchens gestanden und mit geradem Blick und konsequenten Schritten seine Zukunft organisiert. Französische Kinderfrau, Diplomaten-Kita, mehrsprachige Europaschule, Bakkalaureat in Lugano. Und Peng. Volltreffer. Manchmal hatte ich das Gefühl, Leute wie Marquardt kannten keine Fehlschüsse.

Ich konnte noch nicht einmal die nächsten Wochen planen. Das Geschäft lief schleppend. Da Marquardt, anders als Marie-Luise, tatsächlich auf der Begleichung von Miete und Nebenkosten bestand, kam ich, was meinen eigenen Lebensstandard betraf, vergleichsweise langsam voran. Ich hätte mir die Poulardenbrust einpacken lassen sollen.

»War es was Wichtiges?«, fragte die zukünftige italienische *baronessa* mit zukünftigem Wohnsitz in der Nähe von Mailand,

für den sie in den vielen ruhigen Stunden in der Kanzlei dicke Bände von Tapeten- und Stoffbüchern wälzte. »Sie meldet sich ja wohl noch mal, wenn es was Wichtiges war. Oder?«

Ich nahm den Mantel wieder von der Garderobe und streifte ihn mir über. »Bestimmt. Sagen Sie bitte für heute Nachmittag alle meine Termine ab. Ich muss kurz weg.«

Sie versenkte sich wieder in ihren Kalender. »Sie haben heute gar keine Termine, Herr Vernau.«

Aber da war ich schon fast draußen.

2

Wie ich später, viel später erfuhr, saß Zuzanna Makowska zu diesem Zeitpunkt schon im Zug nach Poznań Główny. Sie verließ ihn nach knapp drei Stunden, lief durch die Unterführung, bestieg ihr Auto und fuhr auf dem Weg in die *ul. Młyńska* noch an einem Carrefour-Markt vorbei, um einige Einkäufe zu erledigen. Wenig später parkte sie unweit des *Areszt Śledczy*, der Justizvollzugsanstalt.

Das Gebäude war ein elendsgelber, siebenstöckiger Kasten, umgeben von einer stacheldrahtbewehrten Mauer, hinter der rund sechshundert Häftlinge ihre Strafen absaßen. Da für Untersuchungsgefangene andere Besuchszeiten galten und Zuzanna das Honorar unter der Auflage erhalten hatte, so schnell wie möglich Bericht zu erstatten, hatte sie sich für den frühen Abend angemeldet. Es war die Zeit, in der die Häftlinge ihre Arbeitsplätze in der Tischlerei, der Elektrowerkstatt oder der Kantine verließen und noch eine Stunde Freizeit vor dem Einschluss hatten. Für ihren Mandanten galten andere Regeln. Er saß erst knapp sechs- unddreißig Stunden hinter Gittern und kämpfte immer noch damit, endlich nüchtern zu werden. Der Zugang zu ihm war jederzeit möglich.

Sie blieb noch einen Moment hinterm Steuer sitzen und dachte darüber nach, wie ihre Reise nach Berlin verlaufen war. Ihr Mandant hatte ihr nicht die Wahrheit gesagt. Er hatte behauptet, Marie-Luise Hoffmann sei eine Freundin. Dabei war sie Anwältin. Was zum Teufel glaubte er damit zu erreichen? Sie fühlte sich bloßgestellt und degradiert. Wenn er nicht mit ihr zufrieden war, sollte er ihr das ins Gesicht sagen.

Ich bin draußen, du bist drinnen. Deine Zeit zu wählen ist abgelaufen.

Sie nahm den Korb mit den Einkäufen von der Rückbank und versuchte, die Demütigung hinter sich zu lassen und rein professionell zu handeln. Aber es fiel ihr schwer. Wie die meisten Untersuchungshäftlinge betrachtete er seine Lage als einen Schicksalsschlag, der ihn entweder zu Unrecht oder unverhältnismäßig schwer getroffen hatte. Sie als seine Pflichtverteidigerin hatte nichts anderes zu tun, als das der Welt, dem Haftrichter und dem Staatsanwalt so schnell wie möglich zu erklären. Er hatte wirklich geglaubt, nach einer Nacht in der Ausnüchterungszelle wieder entlassen zu werden.

Erst hatte er sie angebrüllt, dass die Wände zitterten. Dann, als sie ihn mit den Ermittlungen in Richtung Totschlag, wenn nicht gar Mord konfrontiert hatte, war er auf seinem Stuhl zusammengesunken, den Kopf in den schweren Händen vergraben, und hatte geschwiegen. Als sie fertig war und ihn gefragt hatte, ob er schuldig oder unschuldig sei, hatte er noch nicht einmal geantwortet.

»Wo soll das gewesen sein?«, fragte er schließlich.

»Auf dem Friedhof von Janekpolana. Luftlinie keine fünfhundert Meter von Ihrem Haus in der Siedlung entfernt.«

»Wie geht es meinem Vater?«

Sie hatte in den Akten geblättert und den Auszug aus dem Melderegister gefunden. Jacek Zieliński, 42, lebte mit seinem Vater Marek, 82, in einer Siedlung außerhalb des Dorfes, die aus

nicht viel mehr als einem leeren, verfallenden Herrenhaus, einem Wirtschaftsgebäude und ebenjenem Friedhof am Ufer der Odra bestand. Darum herum Wiesen, Berge, Äcker und Wälder. Sie wusste nicht, was er arbeitete. Als Beruf hatte er noch während der ersten, ziemlich erfolglosen Befragung Automechaniker angegeben und war dann auf Winzer umgeschwenkt. Das eine so glaubwürdig wie das andere. Aber vielleicht hatte er dort eine Werkstatt. Das würde auch das Tatwerkzeug erklären, eine Eisenstange, die man am Morgen vor dem Haus gefunden hatte.

Da hatte die Leiche des Mannes aus Hamburg bereits auf dem Seziertisch gelegen. Die Tatwaffe und die Wunde am Kopf passten zueinander wie Yin und Yang.

»Ihrem Vater geht es den Umständen entsprechend gut.«

Er hatte hochgesehen, mit einem wütenden, beinahe flammenden Blick. Zuzanna hatte zum ersten Mal das Gefühl gehabt, dass er sie damit verbrennen könnte. Er war gefährlich. Sie war froh gewesen, dass zwei Aufseher mit im Raum waren und sie aufmerksam beobachteten.

»Den Umständen entsprechend! Was soll das heißen? Wie geht es einem Greis, wenn sein Sohn unschuldig im Gefängnis sitzt?«

»An der Tatwaffe wurden Ihre Fingerabdrücke festgestellt. Die Fußspuren am Tatort passen zu den Gummistiefeln, in die Sie gleich nach dem Aufstehen gesprungen sind. Dazu Blutspuren an der Kleidung, die Sie glücklicherweise nicht auch noch im Bett getragen haben, sonst hätte die Spurensicherung dort ...«

»Ach ja? Sie sollten sich mehr dafür interessieren, wie ich hier wieder herauskomme, als dafür, was ich im Bett anhabe!«

Jetzt reicht's!

Sie schlug mit der Hand auf das Papier. »Ich lese Ihnen nur vor. Haben Sie das verstanden? Ich bin hier, weil Ihnen nach dem Gesetz ein Anwalt zusteht.«

Sei froh, dass ich nichts Besseres zu tun habe, als mich von dir verarschen zu lassen.

Diese Frau in Berlin hatte sie suchen sollen, weil er ihr nicht traute. Warum nicht? War sie zu jung? Wirkte sie überfordert? Sie ahnte die Antwort, und sie gefiel ihr nicht.

Er weiß, dass du ihn für schuldig hältst.

Sie hoffte, dass er sich mittlerweile beruhigt hatte und über seine Situation im Klaren war. Nachdem sie die Kontrollen hinter sich gebracht und ihre Handtasche in einem Schließfach verwahrt hatte, bekam sie ihre Aktenmappe und den Korb mit einem Kilo Äpfeln, zwei Flaschen Wasser, einigen Röhrchen Multivitaminpräparaten und dem Wichtigsten, der aktuellen Fernsehzeitung, zurück. Ein Offizier begleitete sie in den Besprechungsraum, einen kargen, mit gelber Ölfarbe gestrichenen Saal. An der Wand und in der Mitte des Raumes standen einfache Holztische, eine Scheibe trennte Gefangene und Besucher, die sich gegenüber saßen. Vor einem großen Schild mit der Aufschrift STOPP musste sie warten, bis der Untersuchungsgefangene Jacek Zieliński hereingeführt wurde.

Zuzanna war nervös. Er war ein kräftiger, breitschultriger Mann mit verwegendem Gesicht und dunklen Locken, die ihm bis auf die Schultern fielen. Da er sein Hemd drei Knöpfe weit offen gelassen und die Ärmel hochgekrempelt hatte, konnte sie seine Tätowierungen erkennen. Was war ihr beim ersten Mal durch den Kopf geschossen, als sie ihn gesehen hatte? Hatte sie gespürt, dass sie einem Mann gegenübertrat, der sich für unbezwingbar, für unfehlbar, für unwiderstehlich hielt? Ein Wilder. Ein Jäger. Ein gesetzloser Pirat. Und nun – ein Mörder.

Er war unrasiert, aber nüchtern. Bei ihrem ersten Gespräch hatte sie noch den Eindruck gehabt, gar nicht richtig zu ihm durchdringen zu können. An diesem Tag jedoch bewegte er sich geschmeidig und schnell, und der Blick, mit dem er sie ansah, hatte etwas Herausforderndes.

Nachdem der zweite Wachoffizier ihm die Handschellen abgenommen hatte, setzte sich Jacek breitbeinig auf einen Stuhl und

bot seiner Anwältin mit einer liebenswürdig übertriebenen Geste den Platz gegenüber an.

»Haben Sie sie gefunden?«

Sie übergab dem Offizier den Korb für ihren Mandanten und setzte sich. Um ihre Unsicherheit zu überspielen, holte sie, wie schon bei ihrer ersten Begegnung, die Akten aus ihrer Tasche und legte sie vor sich auf den Tisch. Dann zog sie ein Blatt Papier mit Namen und Anschriften heraus.

»Nein.«

Jaceks Lächeln verlor an Freundlichkeit. »Dann haben Sie nicht richtig gesucht.«

»Ich war überall. Ich habe mit jedem auf Ihrer Liste gesprochen. Niemand hat eine Ahnung, wo diese Frau geblieben ist.«

»Das kann nicht sein! Vernau muss es wissen.«

»Herr Vernau hat seit zwei Jahren keinen Kontakt mehr zu ihr.«

»Dann ... Kevin.«

»Kevin auch nicht.«

»Und Hildegard? Frau Huth?«

»Die beiden Damen konnten sich kaum noch an Sie erinnern. Nur daran, dass Sie ihnen beim Umzug die Couch ruiniert haben.«

Sein Mund zuckte. Nüchtern war er ja noch unerträglicher. Er nahm nichts ernst. Weder ihre Bemühungen noch seine Situation. Das würde sich ändern. Spätestens wenn der Haftrichter die Ergebnisse der rechtsmedizinischen Untersuchung auf dem Tisch hatte und aus dem begründeten Anfangsverdacht ein Tatvorwurf wurde. Sie hatte die Fotos des Opfers gesehen. Jacek Zieliński gehörte zu jenen Männern, denen sie nicht im Dunkeln begegnen wollte. Das Gefährliche an ihm war seine Anziehungskraft – und dass er sich ihrer bewusst war. Mehr als über das tatsächliche Ausmaß seiner katastrophalen Lage.

»Sie suchen ein Phantom, Herr Zieliński. Und Sie brauchen mir nicht zu sagen, warum. Ich kann es mir denken.«

Jacek schwieg. Irgendwo in seinem Mundwinkel nistete immer noch dieses verdammte Lächeln.

»Marie-Luise Hoffmann ist Anwältin. Haben Sie geglaubt, ich finde das nicht heraus? *Ich* vertrete Sie. Deutsche Anwälte sind in Polen nicht zugelassen. Wenn Sie Zweifel an meiner Kompetenz haben, dann sagen Sie es mir bitte ins Gesicht.«

Gelangweilt starrte er auf seine Hände. Sie waren breit. Arbeiterhände. Totschlägerhände?

Mit einem Seufzen holte sie den restlichen Stapel der Unterlagen heraus. »Können Sie sich inzwischen an die Tatnacht erinnern?«

Jacek schüttelte den Kopf. Dabei fiel ihm eine seiner Locken über die Augen. Mit einer unwilligen Bewegung strich er sie zurück. »Ich hab's schon mal gesagt, ich hatte einen Filmriss.«

»In den nächsten Tagen werden auch wir Einsicht in das rechtsmedizinische Gutachten erhalten. Es wird den Vorwurf eines Tötungsdeliktes erhärten. Herr Zieliński, wenn Sie kein Vertrauen in mich haben, dann sagen Sie es jetzt. Wir ersparen uns beide viele Unannehmlichkeiten. Sie können einen anderen Pflichtverteidiger verlangen. Ob der allerdings für zweihundert Zloty nach Berlin fährt, um mit all Ihren ehemaligen Kneipenbekanntschaften zu reden, möchte ich bezweifeln.«

»Danke«, rang er sich ab. »Das war sehr freundlich von Ihnen.«

In ihren Ohren klang es immer noch ironisch. Sie atmete tief durch. Wahrscheinlich bildete sie sich das ein. Kein Mörder saß im Knast von Poznań und verhielt sich, als ginge ihn das alles nichts an.

Und behandelt seine Anwältin wie einen Laufburschen.

»Ich versichere Ihnen, ich werde weder mit Frau Hoffmann noch mit Herrn Vernau zusammenarbeiten, falls Sie das gehofft hatten.«

»Ich hatte lediglich gehofft, Sie wären zu dieser einfachen Aufgabe in der Lage.«

»Bitte?«, fragte sie scharf.

Er beugte sich vor und legte die Unterarme auf der Tischplatte ab. Sie sah Drachen und gefährliche Wasserschlangen, Tribals und ein paar Buchstaben. »Wild« stand da. Sie riss den Blick von seinen Muskeln los und sah ihm in die Augen. Sie waren dunkelbraun, schmal und gefährlich.

»Ich wollte nichts anderes, als dass Sie eine alte Freundin finden.«

»Warum?«

»Das haben Sie mich schon mal gefragt. Weil ich sie brauche.«

»Wofür? Als Rechtsbeistand? Wenn ich gewusst hätte, *wen* ich für Sie suchen soll ...«

Er stieß scharf die Luft aus und lehnte sich zurück. Sein Blick ging nach oben, als ob er den Himmel um Geduld bitten würde. Das machte sie noch wütender. Sie war neunundzwanzig, hatte eine sensationelle Aufnahmeprüfung an der Jagiellonen-Universität in Kraków abgelegt und einen Magisterabschluss *summa cum laude*. Sie hatte für eine der renommiertesten Kanzleien gearbeitet und war dann, sozusagen im Doppelfehler, der Liebe wegen in der Provinz gelandet. Der Mann, der sie hierher verschleppt hatte, war neben dem Umzug der größte Irrtum ihres Lebens gewesen. Er hatte sie unmittelbar nach Alicjas Geburt sitzengelassen. Sie sehnte sich danach, so schnell wie möglich nach Kraków zurückzukehren. Doch ihre Stelle war längst neu besetzt, und je länger sie in Poznań blieb, umso mehr beschlich sie das Gefühl, auf einem Abstellgleis gelandet zu sein. Alicja, dachte sie, und wilde Sehnsucht nach dem glücksenden Lachen und den warmen Ärmchen des Kindes erfasste sie. Ali wuchs bei ihren Eltern in Zielona Góra auf, über eine Autostunde entfernt, aber ohne die beiden könnte sie ihren Beruf überhaupt nicht mehr ausüben.

»Was ist mit dem Meldeamt? Haben Sie es dort versucht?«

Sie schrak hoch, hatte einen Moment nicht aufgepasst, sich in privaten Gedanken verloren.

»Nein. Ich bin keine Privatdetektivin. Wir sollten uns auf die

Ermittlungsergebnisse und die Anklageerhebung konzentrieren.« Sie tippte mit dem Finger auf die Akten. »Man hat Sie in Ihrem Haus in der Siedlung Janekpolana festgenommen. Sie lagen sturzbetrunken in Ihrem Bett, nachdem Sie Ihre Kleidung im ganzen Erdgeschoss verteilt hatten.«

»Das ist kein Verbrechen.«

»Man wird Ihnen zur Last legen, in der Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten Juni den deutschen Staatsangehörigen Horst Schwerdtfeger durch einen Schlag auf den Kopf tödlich verletzt zu haben. Die Spurensicherung hat Abdrücke Ihrer Stiefel am Tatort gefunden. Sie hatten Blut des Opfers an Ihrer Kleidung. Die Tatwaffe, eine Eisenstange, wurde vor dem Eingang zu Ihrem Haus gefunden. Herr Zielinksi«, wieder deutete sie auf die Papiere, »das ist ein Verbrechen.«

»Ich muss dringend mit Frau Hoffmann reden.«

»Sie hatten einen Blutalkoholwert von zwei Komma zwei Promille. Das reicht nicht für einen Filmriss. Aber mit etwas Glück werden wir eine eventuelle Mordanklage zu Totschlag herunterdeklinieren können.«

Er hieb mit der Faust auf den Tisch. Sie fuhr zusammen. Der Wachoffizier trat einen Schritt vor.

»Ich bin kein Mörder und auch kein Totschläger.«

»Dann kooperieren Sie und machen eine Aussage!«

»Nein!«

Ruhig, dachte sie. Ganz ruhig bleiben. Dass ich mir mit meinem ersten Mörder aber auch gleich so einen Typen eingefangen habe.

»Sie bleiben dabei, dass Sie sich an nichts erinnern können?«

»Ja. Zumindest nicht an das, was zur angeblichen Tatzeit geschehen sein soll.«

»Zwischen zwei und drei Uhr morgens. Sie beharren weiterhin darauf, in Ihrem Bett gelegen und Ihren Rausch ausgeschlafen zu haben? Allein.«

Schweigen.

»Allein?«

Er nickte zögernd.

»Gut.« Mit einem Seufzen schob sie die Papiere zusammen.

»Also bleiben wir dabei ... Sie sind unschuldig.«

Sie spürte selbst, wie wenig überzeugend das klang. Wenn sie schon Jacek Zieliński nicht glaubte, wie sollte sie dann das Gericht vom Gegenteil überzeugen?

»Finden Sie Frau Hoffmann«, sagte er leise.

Sie steckte ihre Unterlagen in die Aktenmappe und verschloss sie. Dann stand sie auf.

»Ich muss mich auf Ihre Verteidigung konzentrieren. Ich kann nicht eine Großstadt nach einer verschwundenen Frau absuchen.«

»Ihr ist etwas passiert.« Er rieb sich mit der Hand über die Augen. Ein plötzlicher Moment der Schwäche. Ihm musste wirklich viel an dieser Hoffmann liegen.

»Wie kommen Sie darauf?«

Er stand ebenfalls auf. Der Wachmann löste die Handschellen und kam auf sie zu.

Jacek beugte sich vor. Für einen Moment waren sie sich nah, sehr nah. Seine drahtigen Haare kitzelten ihre Wange. Sie konnte den Tabak riechen, den Schweiß. Und etwas, das sie nicht beschreiben konnte, das aber einen überwältigenden Fluchtreflex in ihr auslöste.

»Weil sie in dieser Nacht bei mir war und etwas mit ihr passiert ist«, flüsterte er.

Dann hielt er dem Offizier die Hände entgegen.

Sie sah ihm hinterher, als er abgeführt wurde. Ihr Gesicht brannte, als hätte sie zwei schallende Ohrfeigen bekommen. Eine Sekunde lang hatte sie geglaubt, er hätte sie küssen wollen. So etwas Absurdes war ihr noch nie passiert. Sie nahm ihre Aktentasche und ließ sich von dem zweiten Wachoffizier nach draußen bringen.

Der Himmel war grau. Ein kühler Wind fegte durch die Straßen. Zuzanna fröstelte und stellte in ihrem Auto als Erstes die Heizung an. Dann legte sie die Hände auf die Wangen, um sie zu kühlen.

Du bist so eine Vollidiotin, dachte sie. Du lässt dich von einem U-Häftling nach Strich und Faden verarschen. Noch dazu bist du so ausgehungert, dass eine simple Berührung in dir eine solche Reaktion hervorruft. Sie war wütend auf sich selbst und ihr unsouveränes Verhalten.

Marie-Luise Hoffmann war also in der Tatnacht bei Jacek Zieliński gewesen. Das war immerhin ein Anfang. Sie startete den Motor und wartete eine Lücke im fließenden Verkehr ab, um sich einzufädeln. Eins konnte sie Jacek Zieliński jetzt schon versprechen: Sie würde diese Frau finden. Und dann würde sich herausstellen, welche Rolle Marie-Luise Hoffmann in diesem Fall spielte. Die der Zeugin oder die der Mittäterin.

An der nächsten Ampel scherte sie aus, stellte sich mit eingeschalteter Warnblinkanlage an den Straßenrand und rief den Staatsanwalt an.

3

Wann hatte ich das letzte Mal die Dunckerstraße gesehen? Wann war ich über die zerborstenen schlesischen Granitplatten gelaufen, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aus den Steinbrüchen von Striegau und Strehlen in die boomende Metropole geliefert worden waren? Das Haus erkannte ich schon von weitem. Die Renovierung hatte ihm den Gründerzeitcharme geraubt und es nahtlos in die Reihe der steinernen Gentrifizierungsopfer dieses Bezirks eingereiht. Toskanagelb die Fassade, aluminiumgrau die Balkons. Der kleine Bäcker nebenan war verschwunden, ebenso wie der Spätkauf an der Ecke, bei dem man auch noch nach Mit-

ternacht lebensnotwendige Dinge wie Kaffeebohnen (ich) und Tabak (Marie-Luise) erstehen konnte. Stattdessen gab es jetzt Schokoladenmanufakturen, Holzspielzeugläden, Papeterien und Coffeeshops, also all das, was man zum Leben in einem ehemaligen Berliner Arbeiterbezirk dringend benötigte.

Neben dem Tor hing eine große Metalltafel mit den Firmenschildern der neuen Mieter. Ich kannte keinen einzigen davon. Der Durchgang zum Innenhof war nicht abgeschlossen. Die wilden Levkojen, die Hanfpflanzen, die Bierkistenstapel, die illegalen Stromkabel auf Putz waren längst verschwunden. Anstelle des Kopfsteinpflasters waren Terrakottafliesen verlegt worden. Das war definitiv nach meiner Zeit geschehen. Ebenso der schleichende Auszug all der vertrauten Mitmenschen, die mich manchmal den letzten Nerv gekostet hatten. Eine, Frau Freytag, um ein Haar sogar mein Leben. Die Gasexplosion hatte uns letzten Endes eine Grundsanierung auf Kosten der Gebäudeversicherung beschert. Doch dann kam der neue Mietpreisspiegel, und die Nachbarn verschwanden einer nach dem anderen. Irgendwann war auch ich gegangen. Das alles hatte nichts mit den Nebenkosten zu tun. Es hatte einen anderen Grund gehabt.

Ich sah die Fassade des Quergebäudes hoch und erinnerte mich an die verrückte französische Sängerin. An die Studenten, das schwule Paar, das seine Hochzeit mit einem rauschenden Fest im Hof gefeiert hatte. Nur Frau Freytag war nicht mehr zurückgekehrt. Noch lange hatte ich instinktiv, wenn ich das Treppenhaus betrat, nach ihren Katzen Ausschau gehalten.

Nun war es ein cleanes Haus geworden. Hier lebten keine Menschen mehr. Sie störten. Hier wurde gearbeitet. Es gab einen Augenarzt, ein Architekturbüro, zwei IT-Firmen, diverse PR-Agenturen, eine Werbefilmproduktionsfirma, mehrere Gesellschaften mit klangvollen Namen, unter denen ich mir gar nichts vorstellen konnte, und den chinesischen Reiki-Meister.

Niemand hier würde sich an eine rothaarige, chaotische An-

wältin erinnern, die in ihrer Kanzlei übernachtet und sich im Kampf gegen Hausbesitzer, Mietwucher und brutale Räumungen aufgerieben hatte. Niemand. Sogar ich hatte sie vergessen. Wenn ich ehrlich war, hatte ich die letzten beiden Jahre ohne sie als die friedlichsten und ruhigsten meines Lebens empfunden.

»Ist lange her, was?«

Erschrocken fuhr ich herum. Im Schatten der Hofeinfahrt stand ein junger Mann. Sein blonder, gepflegter Vollbart machte eine Identifizierung unmöglich. Dennoch kam mir seine Stimme bekannt vor, und die Augen hinter der eckigen Hornbrille variierten ihn.

»Kevin?«

Er trug eine dieser unvermeidlichen Wollmützen zu einem schmal geschnittenen Anzug. Die Hände in den Hosentaschen, schlenderte er langsam auf mich zu. Um den Hals hatte er, der unfreundlichen Witterung entsprechend, einen dünnen Kaschmirschal geschlungen.

»Besuch aus Polen?«

Ich nickte. Früher hätten wir uns in den Arm genommen und kräftig auf die Schultern geklopft. Heute begegneten wir uns wie flüchtige Bekannte, die der Zufall oder auch die Erinnerung in einem Berliner Hinterhof zusammenführte.

»Ja.« Ich nickte ihm zu und sah wieder hoch zu den neuen Kunststoffdoppelglasfenstern, hinter denen einmal die chaotischste Kanzlei der Stadt existiert hatte.

Kevin stellte sich neben mich und tat es mir nach. »Sie ist weg«, sagte er schließlich.

Ich nickte.

»Irgendeine Ahnung, wo sie stecken könnte?«

»Du hast also auch nichts mehr von ihr gehört.«

»Das letzte Mal kam sie zu meiner Abschlussparty«, sagte er.

»Da war sie ziemlich durch den Wind. Ich hab noch gefragt, ob irgendwas ist, aber du kennst sie ja. Das ist jetzt ein halbes Jahr

her. Damals ist sie wenigstens noch an ihr Handy gegangen. Ich dachte, sie wäre immer noch hier. Nur wenn ich mich so umsehe ... das ist nicht mehr Marie-Luise.«

Schweigen.

»Ja«, sagte ich schließlich.

Kevin riss seinen Blick von den Fenstern los. »Wir sollten sie finden. Nicht nur wegen der merkwürdigen Geschichte, die mir diese Zuzanna erzählt hat. Ich hab einfach zu viel um die Ohren gehabt in letzter Zeit. Und du?«

»Ich auch.«

»Wie geht es dir?«

»Gut. Viel zu tun. Und dir? Was ist mit Kerstii? Seid ihr noch zusammen?«

»Wir sind verheiratet. Das war die Bootsfahrt, zu der ich dich letztes Jahr eingeladen habe. Sollte eine Überraschung sein.«

Er ließ es nebensächlich klingen. Doch ich kannte Kevin.

»Ich werde immer seekrank, sogar auf der Spree«, sagte ich.

»Du hättest es mir sagen sollen. Ich wäre gern dabei gewesen.«

»Dann wäre es ja keine Überraschung mehr gewesen.«

Ein paar Regentropfen fielen herab. Wir gingen in unseren alten Hausflur und setzten uns nebeneinander auf die Treppentufen.

»Und?«, fragte ich. »Was machst du so?«

»Ich arbeite für Green Sun und bin unter die Lobbyisten gegangen. Strafzoll für chinesische Solaranlagen und so ein Zeug. Hartes Brot, aber das ist die Ebene, auf der man noch was bewegen kann. Und du?«

»Ich habe ein Büro am Kurfürstendamm.«

Kevin pfiff halb ironisch, halb bewundernd durch die Zähne.

»Zur Untermiete. Bei einem alten Studienkollegen. Bei größeren Prozessen arbeite ich ihm zu, ansonsten erledige ich den Kleinkram.« Jeden anderen hätte ich angelogen.

Der Mann, der einmal mein Praktikant gewesen war, strich

sich nachdenklich über den Bart. »Alles im grünen Bereich?«, fragte er.

Ich nickte. »Ich war zwei Jahre nicht mehr hier. Ich dachte, sie schafft das.«

Wir schwiegen und starrten hinaus in den Hof. Ich glaubte, vergorenes Katzenfutter zu riechen. Doch es waren nur der Regen, der auf die Steine fiel, und der Geruch von Staub, Mörtel und zu schnell getrocknetem Putz. Irgendjemand öffnete das Tor zur Straße. Kunden, Patienten, Mandanten. Wir hörten, wie ein Schirm zusammengeklappt wurde, und dann entspann sich vor unseren Ohren folgender Dialog.

»Es muss hier sein.« Zartes Stimmchen, verwirrt, ein wenig trotzig.

»Nie im Leben.« Mürrisches Knurren, verbiestert, rechthaberisch.

»Ich war doch schon mal da. Als ich Joachim den Anzug gebracht habe. Erinnerst du dich nicht mehr? Ich vergesse keine Hausnummer.«

»Du vergisst sogar das Brot bei einer Stulle.«

Kevin sah mich an. Ich legte den Finger auf den Mund. Meine Mutter und Hühchen. Wen hatte Zuzanna aus Poznań eigentlich noch alles aufgesucht? Welche Völkerwanderung setzte sich mittlerweile in Bewegung, um eine spurlos Verschwundene zu finden?

Schritte kamen über den Hof. Mit einem Seufzen stand ich auf. Im Türrahmen erschien die Gestalt meiner Mutter – Hut, Tasche am Arm, gesunde Schuhe mit kleinem Absatz. Hinter ihr tauchte eine ausgefranste Kugel auf – Frau Huth, ihre angebliche Putzfrau, die ich mittlerweile zähneknirschend als Lebensabschnittsmitbewohnerin akzeptiert hatte.

»Ach!«, rief die Kugel aus. »Der Herr Sohn!«

Sie tat immer so, als ob sie das nur zu sich selbst sagte.

Meine Mutter tastete nach dem Lichtschalter, um besser zu sehen. »Joachim! Wie gut, dass ich dich hier treffe. Ich habe mir

schon Sorgen gemacht. Nicht um dich, natürlich, das weißt du doch, oder? Heute Vormittag kam eine junge Frau aus ... ich glaube aus Polen, nicht? ... bei uns vorbei und hat nach Marie-Luise gefragt. Sie geht nicht ans Telefon, Marie-Luise meine ich, und ich wollte dich nicht stören ... Ist sie da?»

»Nein«, antwortete ich. »Sie ist nicht da.«

»Ah so ... Guten Tag.« Sie trat zu Kevin und reichte ihm die Hand. »Ich bin Hildegard Vernau. Wir kennen uns, nicht?«

»Ihr Umzug damals in die Mulackstraße.«

»Ja! Natürlich!«

»Unvergessen.« Hühchen nickte und ignorierte Kevins ausgestreckte Hand. »Es hat in Strömen geregnet, und Ihr Bekannter hat sich aufs Sofa erbrochen.«

»Alles Schnee von gestern«, sagte meine Mutter. »Die jungen Leute feiern eben gerne. Und die Couch hatte längst ausgedient. Darf ich vorstellen? Das ist ...«

»Ihre Haushälterin«, unterbrach ich sie, weil jedes andere, darüber hinausgehende Verhältnis vor Dritten nicht diskutabel war. »Frau Huth.«

Hühchen brummte etwas in ihren Damenbart und sah sich um. Die neuen Neonlampen, stylisch und modern, passten nicht in diesen Aufgang. Es war ein Haus aus der Gründerzeit. Der Furor, mit dem man der abgelebten Hure Berlin partout neue Kleider anziehen wollte, erinnerte mich vage an die sechziger Jahre. Damals hatte man alles – Stuck, Posamente, Verzierungen – von den Fassaden abgeschlagen, um sie der neuen, kühlen Zeit anzupassen. Wir leben in den neuen Sechzigern, dachte ich. Städtebaulich, moralisch, barttechnisch. Aber ich hatte keine Zeit, den Gedanken zu vertiefen.

»Hier soll das sein?« Frau Huth blickte misstrauisch am Geländer hoch in die oberen Stockwerke. »Sieht aber teuer aus. Dass Sie sich das leisten konnten ...«

»Marie-Luise wohnt hier nicht mehr«, erwiderte ich. »Ihre